

Besondere Beweislast im Rahmen der Gesamtkonzeption des Buches trägt das zweite, umfangreiche Kapitel, das dem Spannungsverhältnis von Einheit und Freiheit bei Treitschke gewidmet ist und die Zeit bis zur Reichsgründung behandelt. Es soll den Nachweis führen, dass »seine Tendenz zur Machtstaatsapothese [...] schon vor 1864 unverkennbar gewesen« sei (S. 377). Dazu werden zahlreiche Belegstellen zitiert und paraphrasiert. Interessant wird diese Indiziensammlung besonders dann, wenn der Autor Positionsverschiebungen anhand von Revisionen ein und desselben Textes nachweisen kann. Jenseits solcher Einzelergebnisse ist auch die These von der Kontinuität machtsstaatlichen Denkens überzeugend belegt. Offen bleibt indessen, ob sie ausreicht. Langer häuft Textstellen auf einer Waage, die sich stets zugunsten der Einheit und zu Ungunsten der Freiheit senkt. Das Spannungsverhältnis zwischen beiden, von dem die Kapitelüberschrift spricht, wird so nicht deutlich. Die Frage, ob Treitschke nun Liberaler oder Nationalist gewesen sei, die ja schon der Titel des Buches eindeutig beantwortet, versperrt dem Autor den Zugang zu der sehr viel spannenderen Frage, wie sich nationalistische und freiheitliche Elemente im Liberalismus der Reichsgründungszeit verbanden und inwiefern die Anschauungen Treitschkes hierfür typisch waren oder nicht. Die Angst vor einer »Historisierung« [...], welche die höchst bedenklichen, ja verwerflichen ideellen und praktischen Folgen des von Treitschke gelehrt, historisch-politischen Denkens mit dem Ziel einer Relativierung, ja gänzlichen Exkulpation seines Urhebers zu bagatellisieren oder schönzufärben« suchte, treibt Langer zu Werturteilen, wo weiterführende Analysen erforderlich wären. So bleibt vieles, etwa der Treitschkesche »Antipapalismus«, in seinem Stellenwert für die Weltanschauung des Historikers undeutlich. Insbesondere die Aussagen zur Rezeption (festzumachen etwa an Zeitpunkt und Höhe von Neuauflagen) fallen dürftig aus. Insgesamt handelt es sich also um ein Buch, das die politischen Vorstellungen Heinrich von Treitschkes ausführlich vorstellt, ohne die Materialbasis zu ihrem Verständnis zu verbreitern oder weiterführende Perspektiven ihrer Interpretation zu eröffnen.

*Friedrich Lenger, Gießen*

Niall Ferguson, *Der falsche Krieg, Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1999, 509 S., geb., 49,90 DM.

Der Erste Weltkrieg ist zu Recht als die »Urkatastrophe dieses Jahrhunderts« bezeichnet worden. Es ist daher nicht weiter erstaunlich, dass an dessen Ende und unter dem Eindruck aktueller Krisen, die denen, die diesen Krieg auslösten, zu ähneln scheinen, das Interesse an einer Diskussion der Ursachen und Folgen des verheerenden Völkerringens zu dessen Beginn ungebrochen ist.

Spätestens seit Fritz Fischers Buch über den »Griff nach der Weltmacht« lebt die historische Forschung davon, dass sie von Zeit zu Zeit mit neuen und anregenden, kontroversen und provozierenden Büchern zur vertiefenden Diskussion aus anderen Blickwinkeln aufgefordert wird. Ein derartiges opus magnum hat der junge britische Historiker Niall Ferguson vorgelegt, das in kurzer Zeit Furore machte.

Gestützt auf die einschlägige Literatur und eigene Forschungen stellt Ferguson neue Fragen und versucht, neue Antworten auf angeblich bisher falsch gestellte Fragen zu geben. Dies ist legitim, denn anders gäbe es keinen Erkenntnisfortschritt, doch es ist fraglich, ob diese Studie dazu beiträgt.

Worauf laufen diese Erkenntnisse – oder besser: Thesen und kontrafaktischen Überlegungen, die der Autor im Rahmen eines die Zeit zwischen 1900 und 1918 umfassenden »großen Bogens« entwickelt, nun hinaus?

Um es kurz zu sagen: Der deutsche Titel »Der falsche Krieg« ist zugleich Programm. »Wäre der Erste Weltkrieg nie ausgefochten worden, dann hätte die Konsequenz schlimmstenfalls so etwas wie ein erster Kalter Krieg sein können [...]. Wenn man andererseits einen Krieg geführt hätte, aber ohne Beteiligung Großbritanniens und der Vereinigten Staaten, dann hätten die siegreichen Deutschen wohl acht Jahrzehnte vor der Zeit ein Version der Europäischen Union geschaffen« (S. 395). Um diese kühne These zu untermauern, »bürstet« er die bisherigen Forschungsergebnisse über die Vorweltkriegs- und die Kriegszeit in vielerlei Hinsicht gegen den Strich. So sei das Deutsche Reich gar nicht so militaristisch gewesen wie vielfach angenommen. Der Umfang der Kritik daran ist in seinen Augen vielmehr ein Beweis dafür, »dass die Dinge ganz anders lagen« (S. 61). Umso »verständlicher« erscheint in diesem Licht, dass »Politiker und Militärs [...] aus einem Schwächegefühl heraus« und nicht aus »Hybris« mit einem »Präventivschlag zu liebäugeln« begannen (S. 388). Dafür, dass sich die »Julikrise« zu einer »historische[n] Katastrophe« (S. 389) entwickelte, sind der inneren Logik dieses Ansatzes zufolge die Interventionisten in England verantwortlich. Diese hätten die deutsche Politik bewusst und wider besseren Wissens als »napoleonisch« bezeichnet und das Unterhaus dementsprechend »irre« geführt. Diese Entscheidung sei insofern fatal gewesen, als England einem deutschen Sieg und der Errichtung einer vollen Hegemonie über den Kontinent aus ureigenstem Interesse im Grunde gelassen hätte entgegensehen können. Indem es den »normalen« Kontinentalkrieg aber bewusst in einen Weltkrieg verwandelte, habe das Kabinett in London einen Konflikt herbeigeführt, »der doppelt so lange dauerte und weit mehr Menschenleben kostete, als Deutschlands erster ›Griff nach der europäischen Union‹ gefordert hätte, wäre dieser ›nach Plan‹ verlaufen« (S. 399). Auch im Kriege habe sich das Deutsche Reich in weiten Bereichen besser »geschlagen« als die Alliierten. Die Stabilität im Innern, die Leistungsfähigkeit der Kriegswirtschaft wie auch – und dies mutet regelrecht makaber an – die Effizienz beim Töten seien über weite Strecken größer als selbst im »Musterland« Großbritannien gewesen.

Auch wenn die Grundthesen schwer »verdaulich« sind, wird man manche Ausführungen sicherlich ernsthaft diskutieren können. Zahlreiche Interpretationen hingen, wie beispielsweise die der Rolle Englands im Juli 1914, sind ein »alter Hut«, ganz abgesehen davon, dass die aktive Rolle der Reichsleitung dabei sehr relativiert wird. Darüber hinaus gibt es zahlreiche Punkte, an denen der Autor irrt und die daher mehr als ärgerlich sind. Weit schwerer wiegt aus der Sicht des Rezensenten freilich, dass die Argumentationsketten des Verfassers oft nur schwer nachzuvollziehen sind, wie ein Beispiel verdeutlichen soll: Er will belegen, dass ein Eingreifen Großbritanniens 1914 entgegen den Behauptungen der Interventionisten um den vom Autor in nur schwer erträglicher Weise als unfähig beschriebenen Außenminister Grey weder politisch noch militärisch sinnvoll war. Deshalb behauptet er zunächst, dass der Schlieffenplan aufgrund der Fehler Moltkes »selbst ohne das Eingreifen der britischen Expeditionstreitmacht sowieso zum Scheitern verurteilt« gewesen sei. »Möglicherweise«, so heißt es dann aber anschließend, »wären die Franzosen imstande gewesen, den deutschen Angriff ohne Hilfe von außen zum Stillstand zu bringen [...].« Im darauf folgenden Satz heißt es dann freilich wiederum: »Selbst angesichts der deutschen Fehler scheint es wahrscheinlich, dass trotz des ursprünglichen verzweifelten Rückzugs aus Mons und des Scheiterns des Ablenkungsangriffs auf Ostende die Gegenwart der britischen Truppen [...] *tatsächlich* die Aussichten auf einen deutschen Sieg bedeutend verringerten« (S. 211). Angesichts derartig vieler »wenns« und »vielleichts« – und derartige Stellen gibt es immer wieder – ist der Leser bald ratlos, verlieren zentrale Thesen dadurch doch erheblich an Überzeugungskraft und Diskussionswürdigkeit. Gleichermaßen »Bauchschmerzen« bekommt man bei manchen Zahlenreihen, mit denen der Verfasser viele bisher als gesichert geltende Interpretationen im Bereich der militärischen Stärke, wirtschaftlichen und finan-

ziellen Leistungsfähigkeit bzw. der sozialen Lage in den kriegführenden Staaten zu widerlegen versucht. Darauf detailliert einzugehen verbietet hier leider der Platz.

Diese Kritik, dies sei zugegeben, mag beckmesserisch erscheinen. Der Erste Weltkrieg ist aber ein sensibles Thema, und er eignet sich insofern nicht für überzogene Thesen auf mehr als wackeligem Grund, vor allem dann, wenn es in vielen Bereichen inzwischen solide Grundlagen gibt. Bei allem Respekt für den Versuch, die Forschung durch eine derartige Herangehensweise voranzutreiben, hätte der Autor ihr mehr gedient, wenn er seine Interpretationen mit guten Quellen belegt, statt mit spekulativen, oft nur schwer nachvollziehbaren kontrafaktischen Überlegungen begründet hätte. Am Ende dieses Jahrhunderts der Kriege und Bürgerkriege ist es sicherlich interessant über die Frage »Was wäre wenn« nachzudenken; als Antwort jedoch zu suggerieren, dass ein von Wilhelm II. und Ludendorff auf dem Schlachtfeld geeintes Europa im Prinzip nichts anderes als die von de Gaulle und Adenauer, Kohl und Mitterrand geschaffene Europäische Union gewesen wäre, ist allzu gewagt und – politisch betrachtet – sehr problematisch.

*Michael Epkenhans, Bardowick*

Dirk Bockermann, »Wir haben in der Kirche keine Revolution erlebt«. Der kirchliche Protestantismus in Rheinland und Westfalen 1918/1919, Rheinland-Verlag, Köln 1998, 387 S., geb., 33 DM.

Die regionale Zeitgeschichtsforschung hat in den letzten Jahren eine neue Blüte erlebt. Das hängt auch mit ihrer größeren methodischen Integrationskraft gegenüber alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen zusammen, die lange Zeit vom überwiegenden Teil der herrschenden sozialgeschichtlichen Lehre mehr oder weniger gut begründet abgelehnt wurden. Regionalgeschichte erwies sich somit als eine ungemein produktive, keineswegs allein auf »Kleinprojekte« beschränkte Forschungsrichtung, wie z.B. das Handbuchprojekt »Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden und Württemberg« der Forschungsstelle »Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten« an der Universität Karlsruhe von 1997 eindrucksvoll unter Beweis stellt. Umso mehr ist jede Arbeit zur Regionalgeschichte, auch zur kirchlichen Zeitgeschichte der Region, auf schlüssige Fragestellungen, überzeugende methodische Zugriffe und gründliche Einarbeitung in den allgemeinen Forschungsstand angewiesen.

Dirk Bockermann (1960–1996) hat in seiner Bochumer Dissertation ein Thema aufgegriffen, das diesen Anforderungen entgegenkommt. Die Frage nach dem Verhältnis von evangelischer Kirche und »deutscher Revolution«, von der Amtskirche und der sich unter Schwierigkeiten etablierenden Republik von Weimar am Beispiel der evangelischen Kirchen des wichtigsten deutschen Industriegebiets zielt auf das generelle kirchliche Selbstverständnis in einer paradigmatischen gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Krise, die zudem von diversen Modernisierungskrisen der deutschen Gesellschaft überlagert wurde. Sie zielt auch auf das Verhältnis von älterer territorialer, kirchlicher zu der seit dem Prozess der Industrialisierung regional ausgerichteten Identität im Rheinland und in Westfalen. Jochen-Christoph Kaiser hat in einem Beitrag über »Kirchliche Zeitgeschichte in Westfalen« in den *Westfälischen Forschungen* 42 (1992) in diesem Zusammenhang wesentliche erkenntnisleitende Kriterien entwickelt und Probleme benannt. Bockermann stellt in den Mittelpunkt seiner Untersuchung die Frage, wie der kirchliche Protestantismus vor allem im Ruhrgebiet auf die gesellschaftlich-politischen Umbrüche am Ende des Ersten Weltkrieges reagiert, wie er sich zu den politischen Konflikten der Zeit stellt. Besonderes Augenmerk richtet Bockermann auf die Frage, ob